

Roberto
Calasso
Hundert
Briefe
an einen
unbekannten
Leser

1977

Guido Morselli

Dissipatio humani generis

Dissipatio humani generis, Morsellis letzter, nur wenige Monate vor seinem tragischen Tod vollendeter Roman, ist sein persönlichstes und rätselhaftestes Buch, das einzige, in dem dieser Meister der Mimikry sich entschied, selbst die Szene zu betreten. Und er hat es in einer so erhellenden, emblematischen Weise getan, daß man an ein Bekenntnis denken muß, an eine bewußte Geste des Abschieds.

Der Held des Buchs, ein klarsichtiger, ironischer, hypochondrischer und vor allem anthropophober (will sagen: menschenfürchtender), von einem radikalen Solipsismus angezogener Mann beschließt, sich in einem merkwürdigen See in der Tiefe einer Berghöhle zu ertränken. Aber im letzten Moment überlegt er es sich anders und kehrt um.

Das Menschengeschlecht ist – genau in diesem kurzen Intervall – verschwunden, hat sich verflüchtigt. Was den Rest angeht, blieb alles intakt. So besteht die Menschheit paradoxerweise nur noch aus einem einzelnen, der gerade dabei war, sich von ihr zu verabschieden und der sich jedenfalls in keiner Weise geeignet fühlt, irgend etwas zu vertreten, zu weilen nicht einmal sich selbst. Es beginnt ein leidenschaftlicher Monolog vor dem Hintergrund absoluter Einsamkeit und einer Stille, die nur von einigen Tierstimmen und dem Surren weiterhin funktionierender Maschinen unterbrochen wird. Der Monolog verwandelt sich schnell in einen Dialog mit allen Toten, geführt vom einzigen Lebenden, der für Augenblicke glaubt, auch er selbst sei tot. Bruchstückweise kommen Erinnerungen ans Licht, verschüttete Einzelheiten tauchen als etwas Bedeutsames auf, und während die Gedanken sich überstürzen, sucht der anonyme Held überall nach irgendeinem anderen Überlebenden, streunt umher in geliebten und verhaßten Orten zwischen seinen Bergen und Crisopoli (im Klartext: Zürich). Alles ist, wie es war, und doch für immer verändert. Die Welt ist nur noch bevölkert von »nahen und unerreichbaren, bekannten und unkenntlichen verformten Gegenständen«. Aber es ist ganz gewiß keine unnatürliche Welt: im Gegenteil, der Überlebende wird oft von dem Verdacht gestreift, daß sie in ebendieser Form eines riesigen Magazins und namenlosen Grabes gewissermaßen ihre Wahrheit erreicht. Übrig bleibt allerdings die große Frage nach dem Schicksal der Verschwundenen. Sind die Menschen massenhaft zu Engeln gemacht worden? Oder handelt es sich um einen unglaublichen kollektiven Touristenausflug? Um eine stille Apokalypse? Und der einzige Überlebende? Ist er ein Auserwählter oder der Verdammte, ausgerechnet er?

Morselli läßt uns mit bewunderungswürdiger Subtilität alle Reaktionen des Überlebenden miterleben, die von einer unheimlichen und fast euphorischen Ironie bis zum »solip-

sistischen Hochmut« reichen, ehe ihn nach und nach eine grenzenlose Angst befällt. Und während das Delirium mühelos jede verbliebene Gewißheit zerstört, macht sich der Held auf die Suche nach den unwahrscheinlichen Spuren eines vergessenen Freundes, der einzigen Erinnerung an eine echte Beziehung, die ihm aus seinem vorigen Leben geblieben ist. Es liegt etwas Verzweifelteres und dabei Heiteres über diesen Passagen, die zu Morsellis schönsten überhaupt gehören und gewiß die einzigen sind, auf denen er zuläßt, daß sein schweres persönliches Leid durchschimmert. Am Ende gibt es ein großes Bild, in dem alles und sein Gegenteil friedlich nebeneinander existieren: auf den verlassenen, inzwischen von einer dünnen Schicht Erde bedeckten Straßen von Crisopoli-Zürich wachsen wilde Pflänzchen. Ranunkeln und Zichorie sprießen nichtsahnend auf dem Markt aller Märkte. Und der letzte Mensch, der bereits unter den Menschen völlig vereinsamt war, setzt sich hin und wartet.